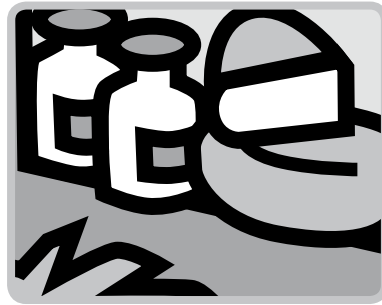


4. Urbane Subsistenz als Teil nachhaltiger Gesundheitsförderung

Andrea Baier



In diesem Beitrag geht es einerseits um ein Praxisforschungsprojekt zum Thema „Gesundheit und Ernährung“, andererseits stelle ich Überlegungen an, inwiefern „Gesundheit“ auch davon abhängt, welche Bedeutung – individuell und gesellschaftlich – der „Subsistenz“, also den nicht-marktförmigen Versorgungskontexten, zugestanden wird. Die These lautet: Ohne Subsistenz kein „gutes Leben“ und auch keine Gesundheit. Die industrielle Organisation von Arbeit, Produktion und Konsum liefert die zum Leben notwendigen Mittel allenfalls als *Waren*. Ihre Zu/Aufbereitung und die Versorgung der Menschen kann sie nicht leisten. Sie bleibt auf ein ergänzendes System, auf eine „andere Ökonomie“ angewiesen, um Wohlergehen und Lebensqualität zu produzieren.

Die Analyse nicht-entlohnter Arbeits- und Produktionsverhältnisse fand erstmals systematisch im Kontext der Neuen Frauenbewegung statt, ausgehend von der Frage, welche Funktion die Hausfrauenarbeit innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise hat. Hausarbeit wird nicht bezahlt, sie gilt nicht als richtige Arbeit und ist doch unverkennbar notwendig, um die Reproduktion der Ware Arbeitskraft bzw. die Versorgung von Menschen zu gewährleisten. Die unbezahlte Arbeit gehört zur modernen Ökonomie wie die bezahlte Arbeit. Was beide voneinander unterscheidet, ist z. B. die Motivation, aus der heraus sie getan wird. Erstere geschieht aus „Liebe“ (vgl. Bock/Duden 1976), letztere erfolgt in Erwartung eines Lohns. Subsistenzproduktion ist nicht-warenförmige Arbeit. Das macht ihren besonderen Charakter aus, verleiht ihr ihre spezifischen Eigenschaften (Empathie, Sorgfalt, etc.), die bei der Versorgung von Menschen gefragt sind. Versorgungsarbeit lässt sich im Zweifel zwar auch kapitalisieren, aber bezahlte Fürsorge ist im Allgemeinen nur halb so gut wie unbezahlte. D.h. die Subsistenzproduktion, die gebrauchswertorientierte, unmittelbar auf die Herstellung und Erhaltung des Lebens gerichtete Arbeit, verschwindet nicht im Zuge der kapitalistischen Durchdringung der Welt, sie wird nur anders organisiert und den Erfordernissen der Warenproduktion unter-

geordnet. Das schmälert ihre Möglichkeiten, das „gute Leben“ zu garantieren. Wenn zunehmend weniger Zeit und Ressourcen für die Subsistenz selbst zur Verfügung stehen, leiden die Qualität der Versorgung, das Wohlbefinden, die Gesundheit, trotzdem sind es wohl noch am ehesten die Subsistenzbereiche, die in der modernen Gesellschaft ein Gegengewicht zu den krank machenden Verhältnissen in der Arbeitswelt darstellen.

Die Subsistenzproduktion befindet sich nicht außerhalb der kapitalistischen Verhältnisse, sondern mittendrin, sie ist nicht die heile (Familien-)Welt, die vor den Verhältnissen „draußen“ geschützt wäre, vielmehr schlagen die Bedingungen „draußen“ unmittelbar auf die Bedingungen in der Subsistenz durch: eine Verlängerung der Erwerbsarbeitszeit verkürzt die Zeit für Subsistenz und Regeneration, Lohnkürzungen müssen mit erhöhtem Einsatz in der Subsistenz ausgeglichen werden, wenn Menschen zunehmend unter Konkurrenz, Entsolidarisierung, Stress etc. leiden, zeigen sich die Folgen unweigerlich in den Familien und werden hier (hoffentlich) aufgefangen. Auch in der Versorgungsarbeit herrschen Zeitdruck und Rationalisierungszwänge, eine Eigenlogik wird der Subsistenz nicht wirklich zugestanden, und der Aufwand für die Subsistenz soll möglichst minimal sein.

Suche nach einer anderen Ökonomie

Trotz dieser Einschränkungen verweist Subsistenzproduktion immer noch auf eine „andere Ökonomie“, die nach einer anderen Logik funktioniert, die nicht auf die Erwirtschaftung von Profit, sondern auf die Versorgung von Menschen zielt, die die Wiederherstellung der menschlichen Arbeitskraft im Sinn hat und nicht ihre Vernutzung. Sie muss anderen Prinzipien folgen, wenn sie ihren Zweck erreichen will. Obwohl die Subsistenzproduktion der Warenproduktion untergeordnet wurde, bleibt gewissermaßen ein unverfügbare Rest, und auf den richten sich die Hoffnungen derjenigen, die eine Subsistenzperspektive zu entwickeln suchen bzw. für eine Subsistenzperspektive plädieren. Trotz ihrer Indienstnahme für die kapitalistische Warenproduktion, ist sie nicht auf ihre gegenwärtige Funktion im herrschenden System zu reduzieren, ihr ambivalenter Charakter, einerseits Ware Arbeitskraft, andererseits Leben herzustellen, macht sie zum Ausgangspunkt für mögliche Alternativen jenseits der herrschenden Produktionsverhältnisse: Wirtschaft und Gesellschaft könnten sich auch an der Versorgung und dem Wohlbefinden von Menschen statt an Wachstum und Profitmaximierung orientieren.

Subsistenzorientierung schafft neben materiellem vor allem qualitativen Wohlstand, sie betont den Gebrauchs- vor dem Warenwert, schafft soziales Vertrauen und das Gefühl, aufgehoben zu sein etc. Die Orientierung an der Subsistenz ist auch unter globalisierten Verhältnissen möglich, sie setzt nicht die Abschaffung von Markt, bezahlter Arbeit, gesellschaftlicher

Arbeitsteilung voraus. Die meisten Individuen verfolgen in ihrem Leben, in ihrer persönlichen Lebensführung ohnehin beide Perspektiven, in dem einen Teilbereich ihres Lebens sind ihnen Subsistenz (nachbarschaftliche und familiäre Beziehungen, Zeit und Muße, ehrenamtliches Engagement, Garten- und Versorgungsarbeit) wichtig, im anderen Konsum, Erfolg, Karriere und Prestige. Menschen sind nicht (mehr) eindimensional dem einen oder anderen Bereich zuzuordnen (wenn sie es denn je waren).

In Politik und Gesellschaft spielt Subsistenzorientierung dagegen so gut wie gar keine Rolle, sonst könnten die Kosten der Warenproduktion auch nicht so ungeniert auf die Subsistenzproduktion abgewälzt werden. Mit der Ressource unbezahlte (überwiegend weibliche) Arbeit wird ähnlich verfahren wie mit der Ressource Natur, es erscheint so, es wird so getan, als stünde sie unentgeltlich und unbegrenzt zur Verfügung, als bräuchte sie deshalb in der gesamtgesellschaftlichen Rechnung nicht aufzutauhen, als bräuchte sie keine Pflege, als könnte sie ungestraft vernutzt werden. Dass dem nicht so ist, dass Substanzverluste zu beobachten sind, wenn der Subsistenzproduktion immer weniger Zeit, Geld, Aufmerksamkeit zugestanden wird, wird u.a. deutlich, wenn die materiell überversorgten Menschen der nördlichen Halbkugel zunehmend an einem Mangel an menschlicher Nähe, Muße, Verbundenheit, Vertrauen, Solidarität leiden, der auch gesundheitliche Folgen hat, wie sich insbesondere in der Zunahme von Depressionen zeigt.

Kultur der Subsistenz

Grundsätzlich führt die Subsistenzproduktion in der modernen Gesellschaft ein widersprüchliches Dasein. Oft übersehen und in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung unterschätzt oder abgewertet, finden sich doch auch viele (heimliche) FürsprecherInnen der Subsistenz bzw. erfreut sie sich einer unbestreitbaren, womöglich wachsenden Beliebtheit: weil Menschen hier eine gewisse Ruhe und Muße finden, die sie in ihrer Berufsarbeit vermissen, weil die sozialen Beziehungen in diesem Bereich von besonderer Qualität sind oder weil die Arbeit hier weniger entfremdet erscheint. Subsistenzproduktion heute umfasst die häusliche, handwerkliche, soziale und nachbarschaftliche Selbstversorgung/Eigentätigkeit. So unterschiedliche Tätigkeiten wie Einkaufen, Kochen, Waschen, Kinder erziehen, Dinge reparieren, einen Gemüsegarten bewirtschaften, einen Verein gründen, Stadtteilarbeit machen etc., stellen „marktfreie Güter“ zur Verfügung, die die Versorgung und Reproduktion von Individuum und Gemeinwesen sichern. Obwohl die Ökonomisierung des Sozialen und der Subsistenz voranschreitet und immer mehr Lebensbereiche in die Verwertungsmechanik einbezogen werden – worunter das „gute Leben“ merklich leidet –, werden auch neue Formen von Subsistenz erfunden wie Selbsthilfegruppe und Gemeinschaftsgärten. Menschen brauchen (und schaffen sich) marktfreie Räume,

wo sie nicht auf die Verwertbarkeit ihrer Arbeitskraft reduziert werden. In unserer Untersuchung „Nachhaltige Lebensstile und Alltag“ haben wir festgestellt, dass viele Menschen Subsistenzkontexte nutzen, um den Entgrenzungen von Raum, Zeit und Körper etwas entgegenzusetzen, um sich „durch die Wiederbelebung des Lokalen, die Herstellung und Pflege eines Sozialraums, eine leiblich-körperliche Zentrierung, die Anbindung an Naturumgebungen“ wieder „einzubetten“ in einer zunehmend globalisierten, individualisierten Welt (Baier/Müller/Werner 2007: 277f.). Daniel Dahm und Gerhard Scherhorn (2009) haben in ihrem Buch „Urbane Subsistenz. Die andere Quelle des Wohlstands“ exemplarisch nachgezeichnet, welchen Umfang die öffentliche Subsistenz inzwischen erreicht hat, wie viele Initiativen, Selbsthilfegruppen, Projekte entstanden sind, wo Menschen weitgehend unentgeltlich, solidarisch, jenseits des kapitalistischen Marktes Dienstleistungen schaffen und zur Verfügung stellen und damit urbane Lebensqualität produzieren. Sie tun es, weil es ihnen Spaß macht, weil sie einem Mangel abhelfen wollen, weil sie sich verantwortlich fühlen fürs Gemeinwesen, weil sie ein spezifisches Interesse mit anderen verfolgen, weil sie Dinge selber tun oder selbst gestalten wollen, und normalerweise wirkt sich ihr Engagement positiv auf ihr Lebensgefühl und Wohlbefinden aus. Stichworte sind in dem Zusammenhang Selbstbestimmung, Freiwilligkeit, Gemeinsamkeit. Nicht alle AktivistInnen verbinden mit ihrem Engagement eine gesellschaftskritische oder -verändernde Perspektive, aber manchen geht es erklärtermaßen darum, gemeinsam mit anderen die eigenen Spielräume in einer auf Erwerbsarbeit und Konsum abgestellten Welt zu erweitern, neue Formen von Arbeit, Austauschverhältnissen, Kooperation zu erproben, mehr Raum für Subsistenzkultur(en) zu entwickeln, eine gewisse Unabhängigkeit vom Marktssystem zu kultivieren.

Ein Subsistenzkontext, der sich in dem Zusammenhang wachsender Beliebtheit erfreut, sind die neuen Urbanen Gärten (vgl. Müller 2009). Hier finden sich Menschen zusammen, die mitten in der Stadt gemeinschaftlich gärtnern wollen. Es geht ihnen um die Instandsetzung einer vernachlässigten Brache oder um mehr Grün in der Nachbarschaft, um Gemüseanbau oder um einen Platz für die Kinder oder, wie im Fall der Interkulturellen Gärten, auch um Integration und Inklusion. Die Formen und Motive sind durchaus vielfältig. Ein Garten ist ein Subsistenzkontext par excellence, er bietet zumindest potentiell sogar die Möglichkeit für eine wirklich unabhängige Subsistenzproduktion, die ansonsten unter modernen Bedingungen von der Verfügung über Geld abhängig bleiben muss. GärtnerInnen können sich teilweise selber mit Lebensmitteln versorgen. Ein Gemeinschaftsgarten bietet darüber hinaus in besonderer Weise die Möglichkeit, die eigenen Talente mit denen von anderen zu verbinden. Soziale Beziehungen sind auch eine Subsistenzressource. Sie herzustellen und aufrechtzuerhalten, war immer schon ein wichtiger Aspekt in der Versorgungsökonomie und ist es heute erst recht. Netzwerke zu bilden und in-

formelle Austauschverhältnisse herzustellen, verschafft auch eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber Konsum und Markt. Eine (Selbsthilfe-)Gruppe zum Thema Gesundheit kann ebenfalls ein Subsistenzkontext sein, auch hier werden marktfreie Güter wie gegenseitige Unterstützung, Netzwerkbildung, soziales Vertrauen produziert, findet eine Art erweiterte Nachbarschaftshilfe statt. Eine Selbsthilfegruppe gehört zur modernen Subsistenz wie andere Unternehmungen im Bereich häusliche, handwerkliche, soziale, nachbarschaftliche Eigentätigkeit (vgl. Dahm/Scherhorn 2008).

Gesundheitsförderung durch Selbstbestimmungsoptionen

Gesundheit ist mehr als die Abwesenheit von Krankheit, Gesundheit verstanden als umfassendes körperliches, seelisches und soziales Wohlbefinden erfordert unterstützende Lebensbedingungen. Grundlegende Bedingungen für Gesundheit bzw. gesundheitsfördernde Lebensbedingungen sind zuallererst: Frieden, ausreichende Ernährung, vertretbare Wohnverhältnisse, Bildung, intakte Umwelt, soziale Gerechtigkeit, Chancengleichheit und Mitbestimmungsrechte. Darüber hinaus sind Gesundheit und Krankheit eine Frage des Gleichgewichts zwischen gesundheitlichen Belastungen und entsprechenden Ressourcen.

Gesundheitsförderung soll Menschen ein höheres Maß an Selbstbestimmung über ihre Gesundheit ermöglichen und sie damit zur Stärkung ihrer Gesundheit befähigen. Sowohl einzelne als auch Gruppen sollten in die Lage versetzt sein, ihre Bedürfnisse befriedigen, ihre Wünsche und Hoffnungen wahrnehmen und verwirklichen sowie ihre Umwelt meistern bzw. verändern zu können.

Was der Gesundheit dient bzw. das Gesundheitspotential von Menschen verwirklichen hilft, sind so verschiedene Dinge wie der Zugang zu Information, eine Geborgenheit vermittelnde Umgebung, die Möglichkeit zur Entfaltung praktischer Fähigkeiten, die Entwicklung von Entscheidungskompetenz, Möglichkeiten zur Einflussnahme und ähnliche Dinge mehr. Gesundheit entsteht, wenn man sich in die Lage versetzt sieht, selber Entscheidungen zu treffen, Kontrolle über die eigenen Lebensbedingungen ausübt, sich in einem sozialen Kontext bewegt, in dem es gegenseitige Fürsorge gibt. Mit zunehmender Transparenz von Lebenssituationen, mit Qualifikation, Entscheidungsspielräumen, Partizipation, materieller und ideeller sozialer Unterstützung erlangen Menschen ein höheres Maß an Selbstbestimmung über ihre Gesundheit, und es erhöhen sich ihre Möglichkeiten, Belastungen zu verarbeiten und Erkrankungsrisiken zu senken.

Städtische Subsistenz

Gesundheit hängt also (auch) davon ab, welche Bedeutung eine Gesellschaft der Subsistenz beimisst. Nicht die industrielle Organisation von Arbeit, Produktion und Konsum, sondern die an der Versorgung orien-

tierte Produktion von marktfreien Gütern und Dienstleistungen garantiert der Gesellschaft und ihren Mitgliedern ein lebenswertes und gutes Leben. Es sind generell immer die Subsistenzkontexte, denen sich Lebensqualität wie Wohlbefinden abgewinnen lässt. Das geht MigrantInnen nicht anders als einheimischen Deutschen (vgl. Baier/Müller/Werner 2007). Sie kennen sich nur oft besonders gut damit aus. MigrantInnen kommen z.T. aus Gesellschaften und Weltgegenden, wo die Bedeutung der Subsistenz, die unmittelbare Versorgung im Familienverband, noch nicht so erodiert ist oder zumindest (familiäre) Solidarität weiterhin großgeschrieben wird, und sie halten an ihren Communities und Netzwerken, Essgewohnheiten, Traditionen, Fähigkeiten und Verwandtschaftsbeziehungen vielfach zunächst fest. Die Beibehaltung von Gewohnheiten und kulturellen Eigenheiten, ein anderer Umgang mit Zeit, mit sozialen Beziehungen, mit Familie, räumt dem „anderen“ Bereich – „jenseits des Marktes“ – einen größeren Respekt ein, widersetzt sich der Ökonomisierung aller Lebensbereiche und bewahrt die salutogenetischen Potentiale (Antonovsky 1997) der Subsistenz.

Dass die Individualisierung von Gesellschaft in Deutschland fortgeschrittener erscheint, ist mehr noch als die Wetterverhältnisse dafür verantwortlich, dass MigrantInnen Deutschland oft als „kalt“ empfinden. Gleichwohl kommen sie nicht aus „traditionellen Gesellschaften“, die nicht ins kapitalistische Weltsystem integriert wären, die mangelnde Existenzsicherheit, die fehlende Möglichkeit zur Existenzsicherung in vielen Ländern der „Dritten Welt“, die Enteignung oder Zerstörung von Subsistenzgrundlagen (durch Krieg, Verfolgung, Großgrundbesitz) ist vielmehr eine der häufigsten Fluchtursachen weltweit. Dennoch bedeutet die Auswanderung in vielen Fällen, dass sich MigrantInnen von ihren Subsistenzwurzeln entfernen. Bei Flüchtlingen, die aus einem ländlichen Kontext stammen und die sich dann in einem Flüchtlingslager wiederfinden, ist das besonders eklatant: Sie sehen sich von selbständigen SubsistenzproduzentInnen zu LebensmittelpaketempfängerInnen degradiert. Ein größerer Kulturbruch ist kaum denkbar.

Verlust der Subsistenzmöglichkeiten bei MigrantInnen

Dass die deutsche Einwanderungsgesellschaft die Bedeutung der Subsistenz kaum wertschätzt, trägt womöglich zu mangelndem Wohlbefinden und fehlendem Selbstvertrauen von MigrantInnen nicht unerheblich bei. Eigenständige Subsistenzproduzentinnen sehen sich plötzlich auf Hausfrauen- und Konsumentenstatus reduziert, bzw. Migrantinnen aus Ländern, die der Subsistenz eine eigene Bedeutung beimessen, finden sich in einer Situation wieder, in der Subsistenzlogiken keine Rolle spielen oder sogar abgewertet werden. Das fängt damit an, dass sie nicht die richtigen Zutaten fürs Essen finden bzw. sie sich nicht leisten können und hört nicht dabei auf, dass sie erkennen müssen, dass Kinder zu haben in Deutschland anstrengender und eigentlich auch nicht erwünscht ist. In den Schilderungen einer Frau über ihre Migration nach Deutschland scheint eine solche Kränkung aufgrund

mangelnder Wertschätzung der Subsistenz auf, und das, obwohl sie aus der Mittelschicht stammt und sich über ihre Berufstätigkeit definierte. Die Erkenntnis, dass sie als über wenig Geld verfügende Migrantin vom Zugang zu gutem Essen ausgeschlossen sein sollte, dass das gute Essen im Unterschied zum schlechten nicht erschwinglich war, hat sie nachhaltig fassungslos gemacht. In Bagdad, sagt sie, hatten sie jeden Tag frisches Brot und frisches Gemüse. Die allgemeine gesellschaftliche (nicht staatliche) Anerkennung für die elementare Bedeutung einer guten Ernährung und Versorgungslage sorgte im Irak für einen gewissen Reichtum in dieser Hinsicht und erst mit ihrer Migration nach Deutschland gerät sie hier erstmals in eine Mangelsituation. In einem so reichen Land hätte sie einen solchen Notstand nicht erwartet. Die Erzählung verdeutlicht zwei Dinge: Erstens, Warenreichtum garantiert keine Lebensqualität, sondern schadet der Subsistenz sogar mitunter. Zweitens wird anschaulich, wie die Wertschätzung der Subsistenz, vielmehr der Entschluss, an der Wertschätzung der Subsistenz festzuhalten, das Selbstbewusstsein fördern bzw. eine gelungene Strategie der Selbstbehauptung sein kann. Frau A. hat jedenfalls entschlossen alles daran gesetzt, sich in Deutschland eine Situation zu organisieren, die der in ihrer Heimatstadt nahe kommt, die Mitgliedschaft in den Internationalen Gärten Göttingen gehört dazu. Seit sie ihr eigenes Gemüse, ihre eigenen Kräuter hat, findet sie ihre Ernährungssituation in Deutschland inzwischen ganz akzeptabel. Die Ernährungssouveränität wiederzuerlangen, war für Frau A. eine wichtige Voraussetzung, allmählich auch Lebenssouveränität zurückzuerlangen. Das Engagement in den Internationalen Gärten Göttingen war, wie sie erzählt, für ihre Integration, für ihr individuelles Wohlbefinden und für ihre Gesundheit sehr wesentlich. Hier konnte sie ihre gesellschaftliche Isolation überwinden und sich neu verwurzeln. Ihre berufliche Ausbildung wurde in Deutschland nicht anerkannt, die Untätigkeit, zu der sie sich verurteilt sah, in Kombination mit dem Heimweh, verursachte ihr Depressionen und Rückenschmerzen. Das gemeinschaftliche Gärtnern und die gemeinschaftliche Verwaltung des Vereins haben sie (beinahe) vertrieben: Manchmal verursacht Gartenarbeit auch Rückenschmerzen, entweder beim Umgraben im Frühjahr oder bei heftigen Konflikten unter den Mitgliedern.

Das Forschungsprojekt

Seit längerem findet eine Debatte darüber statt, dass die gesundheitliche Situation von MigrantInnen zu wünschen übrig lässt und das deutsche Gesundheitssystem nicht optimal auf ihre Belange und Bedürfnisse eingestellt ist und wie sich das verändern ließe. Vor diesem Hintergrund beantragte die Stiftung Interkultur¹ 2007 beim Bundesamt für Migration und Flücht-

1 Die Stiftung Interkultur ist ein Projekt der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis und koordiniert u.a. das Netzwerk der Interkulturellen Gärten in Deutschland (www.stiftung-interkultur.de).

linge die Förderung eines Integrationsprojekts zum Thema Gesundheit und Ernährung, das in Zusammenarbeit mit den Internationalen Gärten Göttingen durchgeführt wird.²

Koordiniert von Najeha Abid, einem langjährigen Vereinsmitglied der Internationalen Gärten Göttingen, trifft sich seit Projektstart im September 2008 eine Gruppe von zehn Frauen regelmäßig im Nachbarschaftszentrum Göttingen-Grone, einem Stadtteil, der zu einem wesentlichen Teil von MigrantInnen bewohnt wird, um sich über die verschiedenen Dimensionen von Gesundheit, Erfahrungen mit ÄrztInnen, althergebrachte Hausmittel oder über die Auseinandersetzungen mit den Kindern wegen Softdrinks und Schokolade auszutauschen. Die Mitglieder der Arbeitsgruppe kommen aus dem Umfeld der Internationalen Gärten Göttingen, manche haben selber ein Beet oder eine Schwester, die eins hat, manche haben einmal einen „Alphabetisierungskurs“ des Vereins besucht, einige sind über das Gesundheitsprojekt inzwischen Vereinsmitglieder geworden.

Das Projekt sollte den Frauen die Möglichkeit geben, sich ausgehend von den eigenen Fragen und Interessen mit dem Gesundheitssystem in Deutschland auseinander zu setzen, es sollte Hemmschwellen im Umgang mit den Institutionen und Projekten im Gesundheitsbereich abbauen und den teilnehmenden Frauen ihre Ressourcen deutlich machen und womöglich Zugänge zu Gesundheit und Wohlbefinden auch jenseits des herkömmlichen deutschen Gesundheitssystems eröffnen. In jeder Gesellschaft gibt es schließlich unterschiedliche Auffassungen von Gesundheit und verschiedene Arten und Weisen des Heilens, die auch Traditionen der Selbsthilfe und der eigenen Gesundheitskompetenz einschließen.³

Das Gesundheitsprojekt wurde dabei bewusst in einem Interkulturellen Garten angesiedelt, um die Schnittstellen zwischen „Gesundheit“, „Gartenwirtschaft“ und „Integration“ auszuloten, bzw. um die Anknüpfungspunkte, die ein Nachbarschafts- und Interkultureller Garten vermittelt über das Thema „Gesundheit“ und „Gesundheitsförderung“ für die Integration von MigrantInnen bietet, zu erkunden.

Gärten sind gut für die körperliche Gesundheit – man bewegt sich und ist an der frischen Luft, das frische Gemüse hat mehr Vitamine als das vom Discounter. Aber auch der seelischen Gesundheit tut der Umgang mit Natur gut. Gärten können heilen: Der Rhythmus der Jahreszeiten, der Wechsel von Werden und Vergehen, das Gefühl, in ein größeres Ganzes eingebunden zu sein, kann erden und trösten. Die Lebendigkeit und

2 Die Begleitforschung des Projekts erfolgt durch die Autorin und weitgehend als teilnehmende Beobachtung.

3 Allerdings sind diese Traditionen (nicht nur bei den MigrantInnen) mehr oder weniger verschüttet. Das westliche konventionelle medizinische Konzept ist beinahe in allen gesellschaftlichen Milieus weitgehend durchgesetzt.

Vitalität grüner Pflanzen kann anstecken und Depressionen vertreiben.⁴ Die Pflege der Pflanzen ermöglicht und erfordert Aufmerksamkeit und Fürsorge, das kann helfen, aus der Verstrickung in das eigene Leid herauszufinden. Selbst produziertes Obst und Gemüse ernten zu können, vermittelt Gefühle von Autonomie und Reichtum. Das kann ein wichtiges Korrektiv sein, wenn man sich sonst oft abhängig und ausgeliefert fühlt (z.B. im Kontakt mit deutschen Institutionen wie Arbeitsagentur und Ausländerbehörde). Für Menschen, die ihre Umwelt vielfach als feindlich erleben (müssen) und deren gesellschaftliches Ansehen oft nicht besonders hoch ist, ist ein Garten womöglich ein wichtiger Rückzugsort bzw. ein Ausgangspunkt, sich neu zu definieren: „Natur bewertet nicht, Natur beheimatet“, hebt Christa Müller hervor (2009: 88). Darüber hinaus bieten die Gärten einen sozialen Zusammenhang. Die gegenseitige Anerkennung, die Überwindung der Isolation kann der Gesundheit förderlich sein. Last but not least gehört zu gesunden Lebensbedingungen die Teilhabe an der gesellschaftlichen und politischen Willensbildung, die in einem Gartenprojekt ihren Anfang nehmen kann. Interkulturelle Gärten können gesundheitlichen Problemen entgegenwirken, die verursacht sind durch soziale Ungleichheit und mangelnde Partizipation (vgl. Müller 2002). Ein Interkultureller Garten scheint also eine geeignete Umgebung für ein Gesundheitsprojekt zu sein.

In den Internationalen Gärten in Göttingen nahm die Bewegung der Interkulturellen Gärten ihren Anfang, als bosnische Flüchtlingsfrauen Ende der 1990er Jahre beschlossen, sie wollten nicht nur „Tee trinken und abwarten“ – bis der Krieg zu Ende wäre –, sondern auch etwas tun. Und weil sie in der Fremde außer den Verwandten am meisten ihre Gärten vermissen, suchten sie sich zusammen mit Flüchtlingen aus anderen Weltgegenden und deutschen GöttingerInnen ein Stück Land und fingen an zu gärtnern. Von Anfang an wurden die Gärten von den Beteiligten nicht nur als Kleingarten-, sondern auch als Integrationsprojekt verstanden, hier sollten sich Neankömmlinge mit lange Ansässigen und Einheimischen begegnen, um in der Einwanderungsgesellschaft anzukommen. Integration muss schließlich ein wechselseitiger Prozess sein.

Die gute Idee wurde zur Erfolgsstory, mittlerweile gibt es fast 100 Interkulturelle Gärten in ca. 60 Städten, und es werden immer noch mehr. Interkulturelle Gärten sind deshalb so erfolgreiche Integrationsprojekte, weil Einheimische und ZuwanderInnen hier einfach und unkompliziert über ein völkerverbindendes Interesse zueinander finden. Gartenwirtschaft

⁴ Wie wichtig Naturerfahrung für die seelische Gesundheit von Menschen ist, belegen auch Forschungsergebnisse aktueller Studien und Erfahrungen in der Psychotherapie, wie kürzlich in einem Beitrag in der Süddeutschen Zeitung (11.3.2010) nachzulesen war.

gibt es überall, aber immer anders und kulturell geprägt, das macht den Austausch in Interkulturellen Gärten so besonders reizvoll. Dass diese Projekte trotz aller Schwierigkeiten, und davon gibt es viele – mitunter ist die Grundstückssuche mühsam, manchmal die Nachbarschaft feindlich, nicht selten sind die internen Konflikte immens –, blühen und gedeihen, liegt ohne Zweifel auch daran, dass es neben der Idee der Integration um etwas Konkretes geht: um Blumen und Gemüse, um gemeinsame Verantwortung für ein Stück Land und für einen Verein. Nicht zuletzt liegt es daran, dass die Gärten den GärtnerInnen gut tun, dass sie ihr Wohlbefinden fördern.

Das Gesundheitsprojekt in Göttingen begann nicht bei null, vielmehr fanden dort schon andere Veranstaltungen und Projekte vor allem im Bereich „Gesunde Ernährung“ statt, z. B. 2008 ein Nachbarschaftsprojekt zur Gesundheitsförderung von Kindergartenkindern und 2005 ein LOS-Projekt, das u.a. gesunde Kochaktionen im Garten veranstaltete. Auch in anderen Interkulturellen Gärten (z.B. in Marburg, Kassel, Berlin, Potsdam, Dessau und München) wird mit den unterschiedlichsten Projekten und Aktivitäten rund um die Themen Ernährung und Gesundheit experimentiert (Kinderprojekte, Mädchenkurse, Schulprojekte, Angebote für Frauen und Outdoor-Veranstaltungen). Im Perivoli-Garten in Berlin-Neukölln stellen die Frauen Naturkosmetik mit Blüten-Essenzen her. Die Gärten in Marburg und Potsdam engagieren sich in Gesundheitsnetzwerken vor Ort. In der „Kräuterwerkstatt“ in Kassel können Erwachsene und Kinder Kräuter kennen lernen, sammeln und anschließend zu Tees, Salben und Tinkturen verarbeiten. In Gärten in Hannover, Berlin und Göttingen wurde unlängst mit der Honigproduktion begonnen, die noch einmal besondere Zugänge zum Thema gesunde Ernährung, gesunde Umwelt, gesunde Lebensführung sowie traditionelle Landwirtschaft und Heilmethoden bietet. Projekte rund um Gesundheit und Ernährung sind offenbar auch besonders geeignet, Gemeinschaft innerhalb der Gärten zu fördern. Alle können sich beteiligen, alle sind ExpertInnen ihrer eigenen Gesundheits- bzw. Ernährungssituation. Alle haben etwas vorzuzeigen, eigenes Gemüse und Kräuter und eigene (Geheim-/Familien-)Rezepte. Das Thema Pflanzen, Ernährung, Gesundheit ist ein geeignetes Bildungsthema für eine gemeinsame, positive Basis, auf der man sich austauschen und Kompetenzen sichtbar machen kann.

Wie ernährt man sich gesund?

Viele MigrantInnen sind von Erwerbsarbeitslosigkeit betroffen und verfügen über ein oft nur geringes Einkommen. Menschen aus benachteiligten Bevölkerungsschichten haben häufig schon deshalb nicht die Möglichkeit, sich gut zu ernähren, weil ihnen der Zugang zu gesunden Lebensmitteln fehlt, weil sie kein Geld haben, oder weil ihnen die Information fehlt, welche Nah-

rungsmittel zuträglich sind: „Unter den Bedingungen von Hartz-IV-Bezügen einen gesundheitsfördernden Familien-Haushalt zu organisieren, ist (...) eine äußerst anspruchsvolle Planungs- und Organisationsleistung, die eine hohe persönliche Gesundheitskompetenz voraussetzt, über die viele der Betroffenen nicht verfügen, da sie weder in ihrer familiären Sozialisation noch in den öffentlichen Bildungseinrichtungen dafür vorbereitet oder unterstützt wurden“ (Netzwerk Gesundheitsförderung im Alltag für Alle 2008: 3).

Ein Interkultureller Garten bietet die Möglichkeit, die Bedingungen zu verändern. Erstens stellt der Garten gesunde Lebensmittel zur Verfügung und damit die Möglichkeit, selbst zu bestimmen, was man essen will. Zweitens kommt in einer Gartengemeinschaft einiges an Know-how zusammen, sowohl was die Zubereitung und Verarbeitung von Gemüse als auch was die Heilkräfte bestimmter Pflanzen angeht (Interkulturelle Gärten sind immer auch Informationspools für alles Mögliche, Informationen über Ärzte, Medikamente, Kuren inbegriffen).

Wichtig für das Thema Gesundheit und Ernährung ist zudem, dass die Interkulturellen Gärten Orte sind, in denen man sich der eigenen Herkunft versichern kann. Migration bedeutet nicht selten den schleichenden Verlust der eigenen Esskultur, in einem Interkulturellen Garten erregt jede Besonderheit und Differenz Interesse, hat alles Landestypische sichtbar Platz und Berechtigung.

Bei den Diskussionen der Projektgruppe um das Thema „Gesunde Ernährung“ wurde deutlich, dass es neben dem fehlenden Geld z.B. die undurchschaubare Kennzeichnung ist, die den MigrantInnen das Einkaufen erschwert. Einige thematisieren die Änderung der Essgewohnheiten. Einer Frau fiel plötzlich wieder ein, dass sie als Kind immer selbst gemachte Trockenfrüchte von ihrer Mutter bekam, während sie ihren eigenen Kindern Süßigkeiten im Laden kauft. Manche beklagen die Entwicklung von Süchten, insbesondere die nach Eistee und koffeinhaltigen Getränken, die viel versteckten Zucker enthalten. Hinzu kommt die Übernahme bestimmter Errungenschaften wie die Mikrowelle und die Chips-Tüte vor dem Fernsehen.

Im Allgemeinen gilt die mediterrane Küche mit ihrer Vorliebe für Olivenöl, Gemüse und Fisch durchaus als gesund. Das wissen die Migrantinnen und sind stolz darauf. Das Problem ist auch weniger das Zuckerfest als vielmehr, wie bei den Einheimischen auch, Junk-Food zwischen den Mahlzeiten. Die Übernahme problematischer Essgewohnheiten ist dabei vielschichtig. Lebensmittel haben auch eine symbolische Bedeutung, manche Lebensmittel, gerade auch ungesunde, stehen für Teilhabe, enthalten Versprechen auf Zugehörigkeit, verkörpern den angestrebten Lebensstil, drücken Identifikationswünsche aus etc. Die Migrantinnen passen sich in gewisser Weise der deutschen Art und Weise an, zwar kochen sie deutlich häufiger und verwenden auch weniger Fertigprodukte, aber die Arbeit mit den Trockenfrüchten machen sie sich eben auch nicht mehr. Der Zeitaufwand und der finanzielle

Aufwand für diesen Lebensbereich wird im Vergleich zu den Gewohnheiten in den Herkunftsländern reduziert. Im Einwanderungsland Deutschland verwendet man nicht so viel Mühe und Geld für die Zubereitung von Mahlzeiten: Zeit ist knapp, und andere Konsumgüter sind ebenfalls begehrt, also sollen Lebensmittel möglichst nicht zu viel kosten.

Fragen der Ernährung und Versorgung, der Produktion und Verarbeitung von Lebensmitteln verlieren insgesamt an Bedeutung – allgemeiner Unterrichtsstoff ist das z.B. schon lange nicht mehr – und es verschwindet mehr und mehr Wissen in diesem Bereich. Die gesellschaftliche Entwicklung geht auch an den MigrantInnen nicht spurlos vorbei. Trotzdem scheint es aber so zu sein, dass sie noch vergleichsweise viel Wert auf Essen und Kochen legen und es in der Regel nicht ihre Kinder sind, die wegen der mangelnden Wertschätzung einer gesunden Ernährung hungrig in die Schule kommen. Vielmehr gehört es zu ihrem Selbstverständnis, sich in dieser Frage von „den Deutschen“ zu unterscheiden, das wurde in der Gruppe wiederholt deutlich.

Gesundheit ist (auch) eine Frage der Integration

Spätestens seit der Gesundheitskonferenz in Ottawa besteht ein theoretischer Konsens darüber, dass das Recht auf Gesundheit ein Menschenrecht ist, dennoch verteilen sich Gesundheitschancen und Lebenserwartung zunehmend ungleich in der Bevölkerung. Das untere Fünftel der Bevölkerung stirbt früher, die Erkrankungs-Wahrscheinlichkeit ist hier doppelt so hoch wie im oberen Fünftel, mit zunehmender Tendenz. Ungleichheit fördernde Arbeitsmarkt-, Sozial- und Bildungspolitik übersetzen sich in massive Gesundheitsgefährdungen. Die meisten Krankheiten, die vorzeitig zum Tod führen (Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Karzinome etc.) wie solche, die die Lebensqualität erheblich einschränken (Depressionen und Süchte, Muskel- und Skeletterkrankungen), haben mit den Lebens-, Arbeits- und Umweltverhältnissen zu tun bzw. mit der Art und Weise, wie Menschen auf gesellschaftliche Zumutungen reagieren.

MigrantInnen haben unter Umständen weniger Chancen, gesund zu sein und zu bleiben, als einheimische Deutsche. Das liegt nicht an ihrem „kulturellen Hintergrund“, sondern an ihrem sozio-ökonomischen Status. Sie leben unter ungesünderen Bedingungen und verfügen zudem über weniger Ressourcen, um mit Belastungsfaktoren umzugehen. In der Tendenz heißt das, dass MigrantInnen nicht nur gefährdeter sind, zukünftig krank zu werden, sondern bereits gegenwärtig in ihrer Lebensqualität, ihrem Wohlbefinden eingeschränkt sind.⁵

⁵ Was laut Ottawa Charta als Voraussetzung für eine gesunde Lebensführung anzusehen ist, ist bei vielen MigrantInnen Mangelware: angemessene Wohnbedingungen, ausreichender Lebensunterhalt, gesellschaftliche Anerkennung, soziale Sicherheit, menschenwürdige Arbeitsbedingungen (Schutz vor Lärm, Schmutz, Monotonie, Kräfteverbrauch), eine Zukunftsperspektive, Kontrolle über die eige-

Grundsätzlich birgt die Migrationserfahrung Risiken *und* Chancen. Auf der einen Seite stehen Heimatverlust, Statusverlust, Identitätsverlust und Verlust sozialer Zusammenhänge, auf der anderen Seite vielleicht ein Zuwachs an Sicherheit: kein Krieg, keine politische Verfolgung, keine existenzielle Not, Schutz vor patriarchaler Gewalt. Migration kann auch neue Horizonte und Handlungsspielräume eröffnen. Vorausgesetzt, es gelingt, den Heimatverlust zu verarbeiten, insbesondere wenn er nicht freiwillig geschah, kann aus der Erfahrung, eine unhaltbare Situation verändert und Handlungsfähigkeit bewiesen zu haben, auch neues Selbstvertrauen und körperliches und psychisches Wohlbefinden erwachsen. Das Leben von ZuwanderInnen ist eben nicht nur von „Marginalisierung, Rassismus und Ethnisierung gekennzeichnet, sondern auch durch kulturelle Selbstbehauptung, Widerstand sowie Solidarität“ (Eryilmaz/Rapp 2005: 578). Eine wichtige Rolle spielen auch die Geschichten und Interpretationen, die sich die Menschen selber und gegenseitig zur Migrationserfahrung erzählen, und ob sie die Möglichkeiten haben, traumatische Erlebnisse zu verarbeiten oder negative Erfahrungen zu revidieren bzw. gegen positive Erfahrungen zu „verrechnen“.

Auf der Suche nach einem guten Leben: Nähe und Distanz zur Subsistenz
Gleichgültigkeit gegenüber der Subsistenz schadet der Lebensqualität. Der Subsistenz mehr Bedeutung beizumessen, ihr mehr Aufmerksamkeit zukommen zu lassen oder ihr gar Priorität einzuräumen, steigert umgekehrt das Wohlbefinden. Wenn das stimmt, muss sich die Gesellschaft insgesamt, aber müssen sich auch die einzelnen fragen, wie sie es mit der Subsistenz halten wollen. Unter welchen Bedingungen soll gesellschaftliche Subsistenzproduktion stattfinden? Soll sie der ihr eigenen Logik folgen können, oder soll sie mehr und mehr betriebsökonomischer Rationalität anheimfallen? Sollen bestimmte Lebensbereiche, namentlich die Lebenswelt, von der Profitmaximierung ausgenommen bleiben oder soll sich alles dieser Logik unterwerfen müssen? Es ist die Frage, ob die Individuen die Subsistenzbereiche in Zukunft verteidigen werden, ob sie z.B. weiter kochen wollen, oder ob sich der Aufwand in Sachen Subsistenz weiter reduzieren soll und die Convenience Produkte ihren endgültigen Sieg antreten, ob

nen Lebensbedingungen, Handlungsmacht. Insbesondere belastend sind prekäre Erwerbsmöglichkeiten bzw. Arbeitslosigkeit, verschärft bei unsicherem Aufenthaltsstatus und nur befristetem Bleiberecht. Struktureller Rassismus und feindliche Reaktionen von Einheimischen kommen erschwerend hinzu, manchmal müssen auch noch traumatische Erlebnisse von Verfolgung und Flucht bewältigt werden. Gleichzeitig können EinwanderInnen ihre spezifischen salutogenetischen Potentiale, über die sie sehr wohl verfügen, wie z.B. soziale Kohärenz in Familie und Community, handwerkliche Fähigkeiten, eine besondere Affinität zu Subsistenz etc., oft nicht erkennen und entsprechend nutzbar machen.

sie, wichtiger noch, sich der Optimierung ihrer Körper und Arbeitskraft widersetzen oder immer mehr zu „Arbeitskraftunternehmern“ werden.

MigrantInnen formulieren hier ihre eigenen und selbstverständlich sehr verschiedenen Antworten. Viele MigrantInnen und zumal die, die aus ländlichen Kontexten kommen, haben einen besonderen Bezug zu Subsistenz und Selbstversorgung. Sie verfügen vielfach über handwerkliche Fähigkeiten und Improvisationstalent. Sie können für „Großfamilien“ kochen, und zwar stressfrei, und sie wissen, wie man mit Hacke, Säge und Spaten umgeht. Die spezifische Haltung zur Subsistenz behalten viele EinwanderInnen auch im Exil zunächst bei, weil sie ein Stück Kontinuität in einer gebrochenen Biographie bedeutet, und natürlich auch deshalb, weil es in ihrer Lebenssituation praktisch ist. Diese Haltung ermöglicht ihnen Dinge, die sie sich sonst nicht leisten könnten. Viele MigrantInnen haben aber auch nicht die Möglichkeit, an einer Subsistenzorientierung festzuhalten oder anzuknüpfen, weil die Lebens- und Wohnverhältnisse, die sie in Deutschland vorfinden, das gar nicht hergeben. In Wohnungen mit Küchenzeilen, ohne Zugang zu Garten oder Werkstatt ist Subsistenz nur in Kleinformat möglich.

In der „Kinderfrage“ orientieren sich MigrantInnen eher als Deutsche an der Subsistenz. Ein Kind zu bekommen, verstößt gegen die ökonomistische Logik bzw. entzieht sich ihr. Ein Kind zu versorgen, „zwingt“ dazu, eine Auszeit zu nehmen und einer anderen Rationalität Geltung zu verschaffen. Karriereambitionen und Kinderversorgung gehen meist schlecht zusammen. Zudem ist es unter gegebenen Bedingungen mühsam, ein Kind großzuziehen. Die Rationalität der industriellen Lohnarbeit macht vor der Familie nicht halt, auch im Haushalt sind Management und Effizienz gefragt, insbesondere wo Kindererziehung und Hausarbeit keinen Versorgungsanspruch mehr begründen, sondern die Pflicht zur individuellen Existenzsicherung sukzessive auch gegen Mütter durchgesetzt wird (vgl. Duden 2009). Die ZuwanderInnen scheint die schlechte Ausgangslage weniger zu schrecken, sie trauen sich, ihren Zusammenhängen – und ihren Kindern – offenbar mehr zu.⁶

MigrantInnen lassen auf der Suche nach einem besseren Leben in Deutschland oft (mehr oder weniger) bewusst ein subsistenzorientiertes Leben hinter sich und freuen sich über das Warenangebot, auch wenn das, was sie an Deutschland beklagen, genau mit dem Status- und Bedeutungsverlust, den die Subsistenz in der Moderne erfährt, zu tun hat: Dass man in

⁶ Dass MigrantInnen sich eher zum Kind entschließen als deutsche Frauen, relativiert sich von der ersten zur zweiten und dritten Generation. Integration in die deutsche Gesellschaft bedeutet auch hier eher Distanznahme von der Subsistenzorientierung.

Deutschland nur als Arbeitskraft zählt und nicht als Mensch, dass es hier anstrengender ist, Kinder zu haben (weil die unterstützenden Netzwerke fehlen und Kinder nicht einfach so mitlaufen können), dass man in Deutschland „immer Stress hat“ und nie Zeit, trotz Waschmaschine und Mikrowelle, dass es weniger Gemeinschaft und mehr Konkurrenz gibt.

Subsistenzperspektiven

Einerseits sind die EinwanderInnen vielleicht gerade nicht diejenigen, die das Industriesystem infrage stellen wollen, sie wollen Lohnarbeit, sie wollen Konsumgüter. Andererseits stellt sich gerade auch aus ihrer Sicht das Industriesystem längst selbst infrage: MigrantInnen finden nicht mehr die Arbeit, die sie in den 1960er und 70er Jahren gefunden haben, das Industriesystem braucht die ungelernete Arbeitskraft nicht mehr oder jedenfalls nicht in dieser Weltgegend.

Es gäbe ein gewisses Potential in bestimmten migrantischen Milieus im Allgemeinen wie in Interkulturellen Gärten im Besonderen, gemeinschaftlich Subsistenz zu betreiben. Es finden sich unter den ZuwanderInnen und besonders in den Gärten Leute, die wissen, wie man Gemüse, Getreide, Hülsenfrüchte anbaut, es gibt ExpertInnen fürs Kochen, Backen, Haltbarmachen, vielen ist bekannt, wie man Schuhe und Kleider näht, mit Werkzeug umgeht, Geräteschuppen baut, Krankheiten heilt oder Dinge lehrt. Es steht aber auch einiges dagegen, dass sich eine solche Perspektive entwickeln kann. Vielen MigrantInnen erscheinen Fortschritt und Konsum durchaus erstrebenswert. Die Schattenseiten des westlichen Wohlstands erschließen sich ihnen keineswegs zwangsläufig, sie merken nur, wie sie von ihm ausgeschlossen bleiben (sollen). Sie sind verständlicher Weise primär daran interessiert, eine Lohnarbeit oder eine Verdienstmöglichkeit zu finden und nicht daran, ihre Subsistenzfähigkeiten auszubauen. Ein Engagement im Garten steht bei ihnen insofern nie an erster Stelle, wenn sich eine bezahlte Arbeit findet, muss die Gartenarbeit ruhen und auch das Engagement für den Verein. So kommt es, dass es oft viel Fluktuation in einem Interkulturellen Garten gibt, und unter diesen Bedingungen ist es schwer, überhaupt gemeinschaftliche Perspektiven zu entwickeln, geschweige denn so anspruchsvolle wie die der gemeinsamen Subsistenzsicherung. Obwohl sie andererseits so auf der Hand liegt und real ja durchaus stattfindet.

Die mangelnde Eigenmächtigkeit im wirtschaftlichen Handeln hat sich in den Industrieländern durch die verallgemeinerte Lohnarbeit tief in das Bewusstsein der Menschen eingegraben, und vor dem Virus fehlenden Subsistenzvertrauens sind auch MigrantInnen nicht gefeit. Und dennoch, viele derjenigen, die hier in Göttingen-Grone im Erdgeschoss wohnen, machen ihren Vorgarten zum Lebensraum, auch zum Wirtschaftsraum. Spätestens

wenn eigene Hühner – unerlaubter Weise – im Vorgarten scharren, kann man wohl von einer gewissen Affinität der Migrationsbevölkerung zur eigenständigen Subsistenzsicherung sprechen. Wenn die sich demnächst mit den vielfältigen Formen Urbaner Landwirtschaft, die allerorten entstehen, verbindet und verbündet, kann man gespannt sein.⁷

Vorläufig liegt das größte Potential eines Interkulturellen Garten neben der Möglichkeit zur teilweisen Selbstversorgung wohl im zivilgesellschaftlichen Empowerment und den salutogenetischen Potentialen, die sich hieraus ergeben.

Daniel Dahm und Gerhard Scherhorn schreiben davon, dass sich das Verhältnis von „privater“ und „öffentlicher“ Subsistenz in den letzten Jahrzehnten verschoben hat: „Das zentrale Merkmal urbaner Subsistenz ist nicht [mehr] die Eigenproduktion land- und hauswirtschaftlicher materieller Güter, sondern eine selbsttätige Versorgung mit ... marktfreien Gütern“ (2009: 24). Ihnen gilt die „öffentliche“ Subsistenz, das bürgerschaftliche Engagement, als Prototyp „moderner Subsistenz“, im Unterschied zur „privaten“ Subsistenz, die in den Haushalten stattfindet (und von Frauen geleistet wird). Es sei dahingestellt, ob sie mit dieser Einschätzung „mengenmäßig“ richtig liegen. Es spricht im Gegenteil einiges dafür, dass die Hausarbeit nach wie vor den Löwenanteil der gesellschaftlichen Versorgungsarbeit darstellt. Richtig ist, dass sich die „öffentliche“ Subsistenz größerer Beliebtheit und Aufmerksamkeit erfreut. Ein bürgerschaftliches Engagement wird gesellschaftlich anerkannt und ermöglicht deshalb im Vergleich zur „privaten“ Hausarbeit einen größeren Subsistenznutzen für die Individuen. Auch die Arbeitsgruppe „Gesundheit und Ernährung“ hat die salutogenetischen Ressourcen eher in der „öffentlichen Subsistenz“, der gemeinschaftlichen Selbsthilfe, der gegenseitigen Unterstützung gesucht und gefunden, statt sich mit Anbau und Verarbeitung gesunder Lebensmittel zu beschäftigen. Als positive, die Gesundheit fördernde Effekte der Gruppe wurde weniger die Arbeit im Garten hervorgehoben, die auch eher einen kleinen Teil der Aktivität ausmachte, als vielmehr der soziale Raum, den die regelmäßige Zusammenkunft geschaffen hat. Um das salutogenetische Potential des Projekts voll auszuschöpfen, spräche jedoch nichts dagegen, die beiden Aspekte noch mehr miteinander zu verbinden und die „land- und hauswirtschaftlichen materiellen Güter“ in die „selbsttätige Versorgung mit marktfreien

⁷ Die MigrantInnen sind nicht die einzigen, die Gemeinschaftsgärten als Methode der Wahl entdeckt haben, die Lebensqualität in Viertel und Nachbarschaft spürbar zu heben, vielmehr breitet sich dieser Trend insgesamt immer mehr aus (Müller 2009). Die ersten „Guerilla Gardeners“ in Deutschland aber waren MigrantInnen. Ich erinnere mich noch gut, wie in den 1970er Jahren in meiner Geburtsstadt türkische Frauen kleine Parzellen im Niemandsland bewirtschafteten, als die Kleingartenvereine MigrantInnen noch sehr skeptisch gegenüberstanden.

Gütern“ (ebd.) einzubeziehen. Ob die Frauen das dann auch so sehen, bleibt abzuwarten.

Im nächsten Jahr wollen die Frauen Idee und Praxis ihrer Selbsthilfegruppe in anderen Interkulturellen Gärten vorstellen und so zur Nachahmung anstiften. Die Stiftung Interkultur wird diese Bemühungen unterstützen und außerdem bestimmte Themen aus dem Bereich Gesundheit und Ernährung in das Angebot ihrer Praxisseminare übernehmen. Nachhaltige Gesundheitsförderung durch Subsistenzorientierung ist ein Fokus, der von der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis ohnehin seit langem in der Projektförderung verfolgt wird. Insbesondere ist das auch ein wichtiger Aspekt unserer aktuellen Schwerpunktsetzung in Urbane Landwirtschaft und Gärten, hier spielen u.a. Themen wie Naturverhältnis, Selbstbestimmung, Eigenarbeit und Empowerment in ihrer Bedeutung für das Wohlbefinden von Menschen und für die Ausgestaltung nachhaltiger Lebensstile eine wichtige Rolle. Die Stiftungsarbeit nimmt dabei vielfachen Bezug auf eine lebendige Projektlandschaft und innovative Akteure. Eine Übersicht zu Projekten mit Weblinks, TV-Beiträgen, Tagungen und wissenschaftlicher Literatur findet sich auf www.anstiftung-ertomis.de und auf www.stiftung-interkultur.de.



Autorin:

Andrea Baier

Kontaktadresse:

Andrea Baier

Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis

Daiserstraße 15

D-81371 München

E-Mail: andrea.baier@anstiftung-ertomis.de

Zur Person:

Studium der Entwicklungssoziologie an der Universität Bielefeld; mehrere Jahre in Forschung und Lehre am Oberstufenkolleg der Universität Bielefeld tätig. Von 2004-2006 Mitarbeiterin im anstiftungs-Forschungsprojekt „Nachhaltige Lebensstile und Alltag“, davor im BMBF-Forschungsprojekt „Ansätze nachhaltigen Wirtschaftens in der ländlichen Gesellschaft“. Seit 2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis im Bereich Forschung und Evaluation. Inhaltliche Schwerpunkte: Subsistenz, Regionalisierung, nachhaltige Lebensstile.

Literatur:

- Antonovsky, Aron (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. (Erweiterte deutsche Ausgabe, herausgegeben von Alexa Franke), Tübingen: dgvt
- Baier, Andrea/ Müller, Christa/ Werner, Karin (2007): Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes, München: Oekom Verlag.
- Bock, Gisela/ Duden, Barbara (1976): Arbeit aus Liebe, Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in : Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.), Frauen und Wissenschaft, Berlin West, S. 118-199
- Dahm, Daniel/ Scherhorn, Gerhard (2009): Urbane Subsistenz. Die zweite Quelle des Wohlstands, München: Oekom Verlag.
- Duden, Barbara (2009): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Ein Rückblick, in: Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik (Hg.), Care-Ökonomie. Neue Landschaften von feministischen Analysen und Debatten, Heft 30, Ottenbach, S. 16-26
- Müller, Christa (2009): Die neuen Gärten in der Stadt, in: Thomas Kaestle (Hg): Mind the Park. Planungsräume. Nutzersichten. Kunstvorfälle, S. 84-89, Oldenburg: Fruehwerk Verlag.
- Müller, Christa (2002): Wurzeln schlagen in der Fremde. Internationale Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse, München: oekom Verlag.
- Netzwerk Gesundheitsförderung im Alltag für Alle (GiA) (2008), in: Forum: Sozialpolitik, November 2008, S. 3, www.agspak.de
- Robert Koch-Institut (Hg.) (2008): Kinder- und Jugendsurvey (KiGGS) 2003 - 2006. Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund in Deutschland. Bericht im Auftrag des Bundesministerium für Gesundheit, Berlin.
- Werner, Karin (2008): Interkulturelle Gärten als Sozialräume der Mikro-Integration, Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit, Nr. 6, (Hg. Stiftung Interkultur).